

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 249. Bromberg, den 27. Oktober 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(8. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

An einem heißen Augustmittag kommt Achaz in Kassel an. Die Gasthöfe sind überfüllt, die Stadt ist bunt von Menschen und fremden Sprachen. Aber im Westfälischen Hof bietet ihm der Wirt, ein alter Bekannter, eine schöne Giebelstube an.

„Wie steht es denn hier bei Euch, Herr Wirt?"

„Och! Wir sind allezeit lustig mit Lustik, aber mich juckt es ab und zu, dem kleinen Mann die Faust unters Kinn zu hauen — kann ja aber nichts tun, ich Stümper, bin eben ein Wirt und muß froh sein, wenn mich die Fremden das Geld verdienen lassen, mit dem ich die hohen Steuern bezahle. Und Sie, gnädiger Herr? Wie geht es Ihnen?"

„Aus! Ob Sie es glauben oder nicht! Aus! Durch Kontributionen zu Tode geschunden! — Aber ich lache, Herr Wirt . . ." — Der Wirt findet freilich, daß mehr Schmerz als Lachen aus seinem verzogenen Mienenspiel spricht.

„Na — und bei Ihnen, gibt es da noch immer so gemütliche Spielrunden? Denn wenn ich einem reichen Ausländer so ein paar Tausend Taler dabei abknöpfen könnte, so würde mir das eine nationale Wonne sein . . ."

Der Wirt zwinkert mit den Augen und reibt sich die Hände. „Halten Sie sich nur an den baltischen Baron, gnädiger Herr! An den Baron! Er spielt jeden Abend von 12 Uhr an unten im neuen Gesellschaftszimmer . . ."

„Gut! Und was gibt es außer der politischen Oper am Hofe hier noch Neues?"

„Das Gastspiel der Prima Ballerina, heute abend im Opernhaus. Die müssen Sie gesehen haben."

Achaz bummelt durch die Stadt, die Gärten und Anlagen, steht vor Springbrunnen und in lauschigen Grotten. „Ich will einmal den ernsten Mann spielen und sehen, was ich auf der Präfektur erreiche. Vielleicht haben die Landwirte des Kreises doch recht gehabt, daß sie mich baten, hier für sie ein gutes Wort einzulegen, damit die Kontributionen aufhören . . ."

Zwei volle Stunden sitzt Achaz in sechs verschiedenen Zimmern der Präfektur herum, gibt seine Beschwerde dreimal zu Protokoll und wird zehn Taler Trinkgeld los. Dann erklärt ihm ein Unterchef, daß er acht Tage hier in Kassel bleiben solle. In acht Tagen falle die Entscheidung über seinen Dringlichkeitsantrag.

Da kehrt er in den Gasthof zurück, zieht sich für die Opernvorstellung um und ißt zu Abend. Er macht die Bekanntschaft eines Landwirts, der auch mit einem Sack voll Beschwerden gekommen ist. „Haben Sie etwas erreicht?" fragt dieser.

„Ich bin vom Portier zum Sekretär, vom Sekretär zum Inspektor, vom Inspektor zum Unterchef, vom Unterchef zum Oberchef gewandert — jedesmal wurde die Audienz kürzer, dann wurde sie wieder länger, je weiter ich nach unten stieg — und kostspieliger! Die Kerle haben alle ein schönes Stück Geld an mir verdient."

„Und erreicht?"

„Nichts! — Man erreicht gegenwärtig nichts!"

„Warum?"

„Weil Jérôme zur Zeit mit dem Ausbau seines Hofstaates beschäftigt ist. Erst wenn er weiß, was der kostet, und was darüber hinaus noch an den großen Bruder in Paris abzuliefern ist, können die Kontributionen geprüft werden. Möglich, daß Sie mehr Glück haben als ich . . ."

„Ich habe vorhin einen Herren kennen gelernt, der mit Jérôme befreundet ist. Er heißt Senig und ist Divisionsgeneral. Er hat den Auftrag, eine westfälische Armee zu bilden, und versprach mir, meine Forderungen durchzudrücken, wenn ich bei ihm als Eskadronchef eintrete! Ich denke natürlich nicht an so was . . . ob der Knabe echt ist?" —

„Vielleicht kommt er hierher?"

„Er spielt jeden Abend hier. Soll übrigens ein guter Freund der Ballerina sein, die in der Oper so großes Aufsehen macht . . ."

Achaz ist auf den Tanzabend neugierig . . .

Das Opernhaus ist überfüllt. Die Logen strotzen von goldglänzenden Uniformen und juwelenbehängten Seidenkleidern. Glucks „Maienkönigin" wird gegeben. Gesungen wird recht und schlecht, stellt Achaz fest, aber um so leuchtender ist die Pracht der Dekorationen und die ausgesuchte Eleganz der Solistinnen und Chordamen. Jede Arie muß wiederholt werden. Eine Wolke von Düften liegt über den Köpfen. Achaz denkt an die streng stilistische Atmosphäre der Berliner Oper. Dies hier ist Berauschung. Man soll nicht zum Nachdenken kommen. Denn wenn man dazu käme, so möchte wohl niemand den Schweiß der verarmten deutschen Bauern riechen — unter der modischen Schminke und dem Puder der Weltdamen im Parkett, den Schweiß, der diesen Prunk bezahlen muß.

Nach der Pause erklingt Mozarts „Kleine Nachtmusik", als Serenade getanzt von Signora Bellini mit ihrem Ballett. O, wie staunt da Achaz über die Schönheit. Wie sie über die Bühne schwebt! Wie Arm und Fuß und Nacken und Schultern die Musik förmlich auffangen und in vielfältigem Rhythmus wiedergeben! — Da enthüllt ein besonders grelles Bühnenlicht ihr Profil unter der Lockenfrisur . . . In Achaz' Augen glüht eine Erinnerung auf. Das ist Juliane, das kann nur Juliane von Sanden sein . . . Die Ähnlichkeit ist zu groß . . . Aber Juliane auf der Bühne . . .? Wie wäre das möglich? Achaz gibt sich keine Rechenschaft. Die Zeiten sind toll, verdreht, ungewöhnlich. Warum sollte Juliane, die für die Kunst immer so viel übrig hatte, nicht auch selbst Künstlerin geworden sein?

Es läßt ihm keine Ruhe. Alter Leichtsinn wacht auf in ihm. Er muß einmal hinter die Maske dieser Frau schauen, einmal sie im Arme halten. Koste es, was es

wolle ... Es kostet zunächst ein Trinkgeld für Schließer und Garderobiere nach der Vorstellung. Madame ist zwar für niemand zu sprechen. Aber Achaz schickt ihr ein Kärtchen, nennt seinen Namen, schreibt dazu: „Ein Wissender aus alter Zeit!" — Das hilft nach. Alle Tänzerinnen haben eine alte Zeit und kennen einen Wissenden aus alter Zeit. Auch die Ballerina gehorcht diesem Ruf. Achaz findet ein Vorzimmer, in dem Körbe voll frischer, duftender Blumen leuchten, er geht auf ihren Ruf durch eine Tür ... etwas Weißes, Schlankes fliegt an seinen Hals und ein leidenschaftlicher Mund preßt sich auf seine Lippen.

„Juliane!"

„Du schweigst, du kleiner Erpresser!"

„Ich wollte nur daran erinnern ..." Wieder verschließt ein Kuß ihm den Mund. „Keine Erinnerung! Gegenwart!"

Er streichelt ihr braunes Haar, das ihm entgegenduftet. Er schaut in ihre lustigen Augen.

„Juliane! Daß du noch so blühst und lachst ... nach allem ..."

Eine kleine böse Falte erscheint zwischen ihren Augen. Sie stampft mit dem Fuß auf. „Noch einmal, — ich will keine Vergangenheit. Du bist da. Ich habe oft an dich gedacht. Aber da warst du mir immer gegenwärtig. Ich wurde Künstlerin, weil ich vergessen wollte und mußte. Mich selbst ... Alles." Sie holt Atem, liegt demütig an seiner Brust. „Wie lange bleibst du hier?"

„Vierzehn Tage!"

„Genug zum Glück! Wir wollen uns freuen ... Aber du zerdrückst mich ja ... du märkischer Bauer ... Nun habe ich dich doch gezähmt ..."

„Lache nicht zu früh!"

„Höre mein Herz! Willst du ihm die Freude verbieten?"

„Bist du allein hier?" Er denkt an die Worte des Landwirts über Senig.

„Mit wem sollte ich reisen? Mit meiner Truppe. Der König hat mich persönlich eingeladen, hier Gastspiele zu geben."

„Und Senig?" — Sie lacht laut.

„Kennst du den auch schon? Der ist mein Bankier. Er erledigt alle Geldgeschäfte für mich."

„Aber er ist doch Divisionsgeneral!"

„Ja, aber erst auf dem Papier. Die Bestätigung steht noch aus. Der gute Paul Senig sieht sich so gern in einer Uniform. Ob er die passenden Monturstücke zusammenbekommen hat, weiß ich nicht."

Sie schiebt ihn zur Tür.

„Juliane!"

„Du darfst nicht hier bleiben. Gleich muß ich zur Direktion wegen der Vorstellung morgen. Ich sehe dich nachher. Wo wohnst du?"

„Im Westfälischen Hof ..."

„Ich komme."

Achaz sieht sie wie in einem Taumel.

Wie zufällig gerät er im Gesellschaftsraum des Hotels an den Spieltisch. Der baltische Baron, wo ist er? Man sagt ihm, er sei heute eingeladen. Aber Senig ist da unter anderen Kavalieren und macht sich breit. Achaz fühlt sein Blut in heißen Wellen gehen. Senig beobachtet ihn aus schräg liegenden Augen.

„Spielchen gefällig?"

„Gut!" Achaz ist voll Erwartung Juliane zu empfangen. Warum ist sie immer noch nicht da?

Er spielt zerstreut. Senig gewinnt mehrmals nacheinander. Die anderen Spieler tadeln Achaz. Er sieht, daß sein Geld zu Ende ist. Senig tut, als bemerke er nichts. Achaz tritt beiseite. Plötzliche Müdigkeit schlägt ihn; ermattet setzt er sich abseits. Er hat schlecht gespielt. Seine Leidenschaft ist bestraft. Aber das kann nichts helfen. Womit werde ich meine Hotelrechnung bezahlen? Der Gedanke treibt ihm die Schamröte ins Gesicht.

Da schwebt etwas ins Zimmer — die Diener reißen die Türen weit auf — Weiß mit Gold, ein rosafarbener Schleier über den Schultern: Juliane.

Die Ballerina erregt Aufsehen. Die Gespräche verstummen. Man beneidet Achaz, neben dem sie Platz nimmt. Senig schaut kaum auf. Eintönig klingt die Stimme des Bankhalters. Die Gedanken der Spieler, die setzen, kreisen um Juliane wie um eine Belohnung. Aber Achaz lächelt nicht, wie sie es wünscht.

„Du freust dich nicht, daß ich da bin?"

„Ich habe all mein Geld verloren."

Sie drückt ihm einen Napoleonsdor in die Hand: „Setze für mich!"

Sie gehen zum Spieltisch. Achaz setzt und gewinnt. Er setzt abermals und gewinnt. Wie das Glück steht Juliane hinter ihm und lächelt undurchdringlich. Als Achaz fünftausend Taler gewonnen hat, hört er auf.

Julianes strahlende Blicke liebkosen sein glückliches Gesicht.

„Du begleitest mich doch?" Ohne seine Antwort abzuwarten, geht sie voraus zu ihrem Wagen. Sie weiß, er folgt ihr.

Ein Glückstaumel hat Achaz erfaßt. Die schönste Frau Kassels gehört ihm. Tausendmal am Tage sagt er sich, daß er in Wolken des Wohllebens wandelt. Er verschwendet das gewonnene Geld mit vollen Händen. Kostbares Geschmeide legt seine Hand um Julianes schlanken Hals. Sie dankt es ihm mit Zärtlichkeiten.

Die Tage vergehen Achaz wie im Fluge. Sterne der Nächte sind ihm Julianes Augen. Kein Besinnen hemmt ihn mehr. Vergessen sind die Ziele, die ihn herführten, die Kämpfe die ihn stählten, vergessen der Name, der ihn emporhob zu den Sternen; Louis Ferdinand ...

Er vermag seinen Gefühlen nicht auf den Grund zu gehen. Er fragt nicht nach dem Sinn, denn Julianes Gegenwart nimmt alle seine Sinne betäubend gefangen ...

Eines Tages öffnet sich das Nichts. Achaz preßt seinen leeren Beutel. Er macht Juliane nach der Generalprobe einen Morgenbesuch in der Oper. Er mag von der peinlichen Sache nicht sprechen. Darum sagt er nur: „Essen wir heute mittag zusammen? Dann muß ich dich bitten, mich einzuladen!" Verlegenheit läßt ihn verstummen.

Sie lacht ihn aus. Ihre Schönheit verwirrt ihn. Sie fährt mit den Händen durch sein Haar. „Mach dir keine Sorgen, mein Lieber! Ich leihe dir das Geld. Ich schicke heute abend den Senig zu dir. Er bringt dir, was du brauchst, aus seiner Hypothekenbank. Heute mittag werden wir übrigens nicht zusammen essen. Der König hat mich zur Tafel befohlen."

„Jérôme?" Mißtrauen quält ihn ... Seine Stimme klingt heiser und gepreßt.

Juliane sieht ihn erstaunt an. „Hast du etwas dagegen?"

„Ich meine nur. Der König ... man kennt ja seine Vorliebe für schöne Frauen ... Und du ... Du bist ..."

„Ich bin sehr ehrgeizig, mein Freund, weiter nichts; deshalb habe ich die Einladung angenommen."

Achaz schweigt. Klare Entscheidung! So drängt eine Stimme in ihm. „Diesseits und jenseits des Rheins werden die Nationen", sagt er plötzlich aus schnellen Gedankenreihen heraus. „Du kannst als Künstlerin deinem Ehrgeiz folgen. Ich jedoch — verzeih, Juliane, ich komme von der Sache ab. Ich meine von der Geldsache. Findest du es nicht entwürdigend, daß ich dein Angebot annehme? Ich gefalle mir selber nicht mehr. Donner und Doria! Was ist aus mir geworden! Hast du mich so weich und nachgiebig gemacht!"

Juliane antwortet nicht. Sie setzt sich vor den Spiegel und ordnet ihr Haar. Achaz geht auf und ab. Es ist toll — geht es ihm durch den Sinn — Geld ich von einer Frau — nein, ich empfehle mich jetzt. Ich bin völlig verrückt gewesen mit meinem Verwöhnen dieser Theaterprinzessin — aber was mach' ich ohne sie? Die Rechnungen für die Gärtnerei, den Juwelier, die kostbaren Spitzenkleider ... ich muß sie doch bezahlen ... ich habe mich verrechnet ..."

Juliane lächelt ihm aus dem Spiegel entgegen. „Seit wann genierst du dich, Achaz, von mir etwas anzunehmen? Hast du doch viel wertvolleres als Geld von mir genommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Monarchen.

Skizze von Eilhard Erich Pauls.

Es waren nicht die großen, sondern die kleinen Monarchen, die am Deich ein paar hundert Meter abseits vom Hafen ihren Konferenzplatz hatten. Unter ihnen zeigte der grüne Gottlieb seit einigen Tagen, daß er über irgend etwas tiefer nachzudenken hatte, als er sonst nachzudenken pflegte. Grüner Gottlieb aber hieß er, weil er irgendwo da auf dem Festland gute Bekanntschaft in Weidmannskreisen besaß. Er tat jedenfalls einem der Förster oder doch mehreren und dann der Reihe nach, wie sie in seiner Liste tributpflichtiger Untertanen verzeichnet waren, den Gefallen, ihre alten grünen Mäntel aufzutragen, nur daß er die Ärmel abschnitt. Die gaben, sagte er, erstens gute Flicken ab, und zweitens wollte er die Arme frei haben. „Aha!“ murmelten seine Kollegen, ohne damit eine abfällige Bemerkung beabsichtigt zu haben.

Der Fall lag nicht so ganz leicht. Der grüne Mantel, den Gottlieb diesen Sommer hindurch auf der Insel und den Nachbarinseln, in allen seinen Staaten, in denen fremde Badegäste ihr Geld locker in den Taschen hatten und die eingeborene Bevölkerung von eben dieser Tatsache reichlich Nutzen zog, der grüne Mantel, der ihm nicht bloß Namen gebender Taufpate, sondern auch Ausweis seiner Hoheitsrechte war, dieser grüne Mantel war eigentlich vollkommen aufgebraucht. Also drängte es ihn, sich auf den weiten Weg in sein anderes Jagdgebiet, in die Letzlinger Heide zu machen, und der Weg würde bei seiner monarchischen Lebensweise auch ein sehr langer werden. Der Zustand des grünen Mantels aber drängte. Nun, dann hätte er den nächsten Dampfer benutzen können. Es mußte ein vollbesetzter sein, auf dem viele Sommergäste die Insel verließen. Denn dann würde auch diese Fahrt die Kosten selber tragen. Aber da war ihm diesen Sommer etwas geschehen, es hätte einem so kundigen Mann nicht mehr geschehen sollen. Da lag eine Kate, wirklich eine gar zu ärmliche Kate, aber sie lag gar nicht so weit von der Strandpromenade, die ertragreich war. Er hätte sie meiden können. Die paar Groschen, die er zum täglichen Schnaps brauchte, hatte er in der Tasche, und er pflegte sonst eigentlich gar nicht für den nächsten Tag zu sorgen. Aber er war gerecht; er wollte niemanden übergehen und keinen beleidigen. So hatte er angeklopft und die Tür aufgetan. Es war wirkliches Elend, in das er hineingetapst. Ein schreiendes Kind und ein abgemagertes Weib, das sich mühsam aus dem Bett aufrichtete. Es hatte das Gesicht schmerzhaft verzogen. „Aber ich habe ja selber nichts“, hatte die Frau gesagt und ein trockener Husten sie überfallen.

Da war der grüne Gottlieb nur verlegen geworden, hatte das Stübchen verlassen und die Tür leise hinter sich geschlossen. Aber dann begegnete ihm auf der Promenade bald eine lustige Gesellschaft von Badegästen, und weil sie lustig waren, er aber ihnen seine leere Schnapsflasche entgegenhielt, so spendeten sie ihm aus fröhlichem Übermut heraus reichlichen Tribut. Er klapperte dann noch seine Tour ab und besaß — ja, man mußte das schon Kapital nennen, was in seiner Manteltasche klimperte. Er schämte sich. Und nur deshalb war er noch einmal in diese ärmliche Kate hineingeraten und zu dem kranken Weibe. Die Frau weinte fast, sie jammerte mit einer zerquälten Stimme: „Aber du siehst doch, daß ich selber nichts habe!“ Da hatte er alles vor ihr ausgekramt, war aber dann beinahe geflohen.

Dann wurde es Herbst. Dieser Beutel war ausgeklopft, der grüne Mantel des Letzlinger Försters vollkommen verschlissen. Und überhaupt, er hatte die Insel satt. Etwas anderes wollte er sehen. Die Hirsche schrien bald, und er wollte nicht zu spät dazu in die Letzlinger Heide kommen. Jedennoch, er hatte sich das nun zur Gewohnheit gemacht: alle paar Tage war er in die ärmliche Kate gekommen, alle paar Tage hatte er dort seine Taschen umgedreht. Er arbeitete wahrhaftig über die Maßen in diesen Wochen seines Kuraufenthaltes. Aber er sah den Erfolg. Dem armen Weiblein ging es sichtlich besser, es wurde gesund. Jetzt jedoch mußte er die Insel verlassen. Der grüne Mantel hielt nicht länger.

Nun war es die Gewohnheit einer solchen Konferenz sämtlicher Monarchen dieser und der benachbarten Inseln, am Deich auf der Leeseite des Windes, daß die Schnapsflasche reihum ging. Und nun sollte der grüne Gottlieb seinen andächtigen Zug tun. Die Flasche aber, diese geliebte weiße Flasche mit ihrem klaren Inhalt, der das Herz erfreute, den Leib wärmte und die Gedanken stark machte, die Flasche war es, die ihm das eingab. Es bestand durchaus nicht die Gewohnheit, in einer solchen Versammlung zu sprechen. Trinken und Dösen war die Losung. Aber der grüne Gottlieb trank nicht, er hielt eine Ansprache. Er blickte in die Flasche hinein, er schämte sich doch: Die Nachsaison käme nun, man wüßte doch, sagte er, Gäste, die kein überflüssiges Geld hätten, Knauserer, kümmerliche Gewächse, die ihre Ruhe haben wollten. Es wäre Zeit und sein Mantel verlangte nach der Letzlinger Heide. Wenn sie den Dampfer morgen benützten, sagte er, es sei bis Hamburg doch nicht viel zu machen. In Hamburg erst teilten sich ihre Wege, daß ein jeder Monarch in seine ihm angestammte Winterprovinz zöge. Wenn sie bis dahin zusammenblieben, den Dampfer morgen alle gleicherweise benützten —. Die Mitmonarchen hatten natürlich ihre eigenen Meinungen, aber es war nicht Gewohnheit, hier viel Worte zu machen. Des grünen Gottlieb Gedanke wurde Beschluß, bloß weil es keinem Monarchen der Mühe wert war, darüber, etwa gar dafür oder dagegen zu sprechen.

„Dschüß!“ sagte der grüne Gottlieb und erhob sich langsam, natürlich erst, nachdem er getrunken und die liebe Flasche weitergegeben hatte. Und nun ging er zur Kurdirektion. Gewiß, er wagte sich in die Höhle des Löwen. Er trat sehr bescheiden auf, aber es war gar keine Möglichkeit für das Tippfräulein, ihn abzuweisen. Still und hartnäckig blieb er bei seinem Wunsche, den Herrn Kurdirektor zu sprechen. Das Tippfräulein verzweifelte, holte den Herrn Kurdirektor. Der kam als ein brüllender Löwe. Aber der grüne Gottlieb hielt freundlich lächelnd ein zweites Mal dieselbe Rede. Die Nachsaison käme nun, man wüßte doch, sagte er, Gäste, die kein überflüssiges Geld hätten, Knauserer, kümmerliche Gewächse.. Nun gut, er biete an, daß alle Monarchen mit dem Dampfer morgen die Insel verließen, alle auf einmal. Die Gäste hätten ihre Ruhe. Eine Bedingung stellte er . . .

Der Herr Kurdirektor tobte. Aber der grüne Gottlieb lächelte freundlich und sprach still und bescheiden von dem Weiblein, von der gar zu ärmlichen Kate und von ihrer Verlassenheit. Wenn die Kurdirektion sich dieser Kate annehmen wollte, er könne das denn ja nicht weiter tun. Der Herr Kurdirektor horchte doch auf. Der grüne Gottlieb blieb still und lächelte freundlich. Aber im nächsten Sommer käme er wieder. Natürlich, er wäre gewiß, daß die Bedingung erfüllt würde. Denn wenn er dann sehen müßte, daß dem Weiblein nicht geholfen wäre, er, der grüne Gottlieb müßte dann freilich dem Herrn Kurdirektor garantieren, daß die Monarchen auf dieser Insel geradezu zu einer Landplage würden.

Der Herr Kurdirektor schnappte nach Luft, der Herr Kurdirektor wollte lachen, der Herr Kurdirektor staunte bloß und brachte es nur zu dem Ausruf, der aber dem grünen Gottlieb völlig genügte. „So was!“ schrie der Herr Kurdirektor.

Aber sie wurden handelseinig. Und als im nächsten Sommer der grüne Gottlieb in einem neuen alten grünen Mantel sich zur Kur auf der Insel einstellte, konnte er zufrieden sein. Das Weiblein war gesund, tüchtig heraus und konnte wieder auf Arbeit gehen. Aber weitere Folgen hatte dieses Verhältnis für den grünen Gottlieb nicht. Das dürft ihr nicht vom grünen Gottlieb erwarten.

Herbsttage in deutschen Gauen!

Niedersachsen:

Noch nie bin ich mit solchem Bewußtsein — ich möchte fast sagen mit solcher Andacht — durch deutsche Gaue gewandert und gefahren, wie in diesen unwahrscheinlich schönen Spätherbsttagen.

Ein strahlender Sonnentag begünstigte die Fahrt durch einen der deutschesten aller deutschen Gaue — Niedersachsen und ließ alle Schönheiten dieses an Geschichte und landschaftlichen Reizen reichen Landstriches voll zur Entfaltung kommen.

Begeistert sehen wir die vornehme und elegante Hauptstadt des Landes Hannover. Das prunkvolle neue Rathaus, das Leinehaus, und schöne, neue, breitangelegte Straßen und schmale Sträßchen im Stadtinnern liegen dicht beieinander — uralte Fachwerkhäuser wechseln mit modernen Hochhäusern. Und dann der Stolz der Hannoveraner — die Eilenriede, die es dem gehetzten Großstädter ermöglicht, ohne teure und zeitraubende Fahrten an der Peripherie der Stadt sich im

Waldgelände zu ergehen, auf unzähligen Fußpfaden und gepflegten Radfahrwegen.

Die Stadt liegt hinter uns — über Lehrte eilen wir der Perle niedersächsischer Städte Hildesheim zu. Wer je das Glück hatte durch diese entzückende, feine alte Spielzeugstadt zu wandern und seine schönheitsfrohen Augen auf all diesen unendlich vielen alten und uralten, bunten Fachwerkhäuschen weilen zu lassen, der wird unsere Begeisterung nachempfinden können.

Das ist Geschichte und urdeutsche Kultur auf Schritt und Tritt.

Amerika mit seinen unzähligen Hochhäusern von manchmal tausenden von Räumen und all seiner vollendeten Technik, kann einer Kulturstätte, wie unser altes Hildesheim sie verkörpert — nur seelenlose Zivilisation gegenüberstellen.

Kultur aber ist verwirklichter Seeleninhalt eines Volkes, der hier in der tausendjährigen Stadt Niedersachsens, wie ein erhebendes, aufgeschlagenes Buch vor uns liegt.

Hermann Löns findet so eine sinnige Kritik für die Stadt als solche: Eine so liebe, alte, feine, vornehme und stattliche Dame ist sie. — Mit Schaudern denken wir an die unpersönlichen Mietskasernen, die uns Städter sonst bedrücken und unser Schönheitsbedürfnis ersticken möchten. In Zeiten, da die Bürger ihre Häuser selbst bauten, sprach ihre Seele aus all den Türmchen, Giebelluken und Erkern, dem geschnitzten und buntbemalten Fachwerk und den unregelmäßigen, lustigen, kleinen Fensterchen. Noch heute packt uns die ernste Wuchtigkeit des Knochenhaueramtes am Markt und erzählt uns von einer selbstbewußten Bürgerschaft — so sich nicht forcht.

Ein ausgesprochener Sinn für Humor aber neckt aus jedem der kleinen, schiefen Fenster des spaßigen Zuckerhutes und seines Nachbarn, dem Pfeilerhaus. Die innige Kunst, die aus all den feingeschnitzten Simsen und Friesen spricht, finden wir nicht wie sonst in alten Städten, an einigen wenigen erhaltenen Häusern, nein — hier sind es rund 700 alte Fachwerkhäuser, die von vergangenen Jahrhunderten, ihrer wechselvollen Geschichte und Kultur und Freud und Leid der Bürger erzählen. Ein Juwel ist der Dom, der mich stark an alte englische Dome erinnerte und allerlei kostbare Raritäten und Schätze birgt. So z. B. die berühmte Bernwardsäule, die kunstvollen schmiedeeisernen Domtüren, die Kronleuchter, Taufbecken und dann, der von allen Besuchern gleich angestaunte tausendjährige Rosenstock, im malerischen Innenhof der ehrwürdigen, alten Kirche.

Besonders anheimelnd und einladend zu Streifzügen durch die vielen winkligen Gäßchen, ist die unregelmäßige Anordnung von Kirchplätzen, Märkten, Gassen schmalen Durchschlüpfen und alten Stadtgräben — letztere sind jetzt zu gepflegten Parkanlagen ausgebaut.

Selbst ein Eckchen italienischer Romantik zeigt sich dem entzückten Beschauer bei Kleinvenedig, wo sich flachgiebelige, kleine Häuschen und Gärten, die sich dem stillen Wasser der Innerste zuneigen, — schiefe Gitter und Tore glücklich vereinen, um diesem Namen die rechte Weihe zu geben.

Jahrhunderte alte, graue Kirchen halten Wacht und winken dem Reisenden einen letzten Gruß zu, wenn er auf den baumbestandenen Hügeln jenseits der Stadt noch einmal abschiednehmend voller Ehrfurcht, im Geiste sich verneigt vor dieser seltenen lieben, alten, feinen, vornehmen und stattlichen Dame.

Die Landschaft nimmt uns wieder auf. In buntem Wechsel ziehen bestellte Felder, junge Saaten, niedersächsische Bauernhäuser und Katen, Gärtchen, liebevoll bestellt mit Kohl und Lauch und den letzten, bunten Herbstblumen, vorüber. Ein behäbiges, wohlhabendes Land ist es — schwerer Boden — riesige Rübenfelder, von denen die schwer beladenen Ackerwagen dreispännig dem Hof zurollen.

Die Innerste und Leine ziehen ihr silberglitzendes Band durch die flache Landschaft, Viehkoppeln zu beiden Seiten. Dies schöne, reiche Land lebt aber nicht nur von Landwirtschaft. Immer wieder sieht man Schornsteine aufsteigen — Zuckerfabriken, Kaliwerke, Elektrizitätswerke, Hütten und dazwischen, hier und da verstreut, die sauberen ziegelgedeckten Dörfer und Barackenbauten der Arbeitslager, umstanden von Baumgruppen in leuchtenden Herbstfarben. Und über alles noch einmal die strahlende Herbstsonne! Weit und froh wird da das Herz und die Hand winkt freudig den singenden BDM.-Gruppen, Schulklassen und dem wandernden Jungvolk zu.

Schönes Land! Frohes Land! Deutsches Land!

Am Horizont steigen Berge auf, — Der Harz! Schloß Derneburg, der große düstere Bau im Schatten riesiger Bäume fliegt vorüber und bald ist Ringelheim erreicht — noch nicht im Harz, aber schon offiziell am Harz genannt.

Ade! Niedersachsen! Du schöner, deutscher Gau im Herbstsonnenschein!



Bunte Chronik



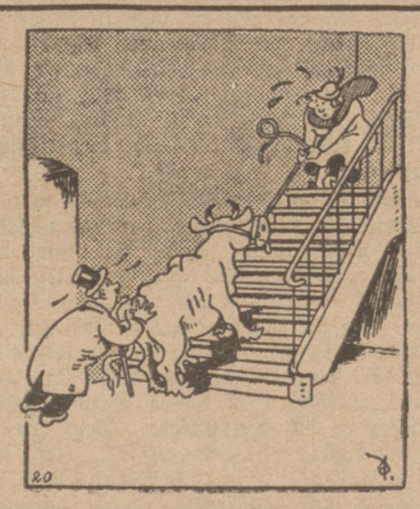
20-Minuten-Streik in Paris.

Die vielen Pariser und Fremden, die in diesen Tagen über den Boulevard du Montparnasse bummelten oder dort vor den Cafés saßen, und ihren Apéritif tranken, wurden plötzlich Zeuge einer charakteristischen Pariser Streikszene. Im „Dôme“, dem jedem Paris-Reisenden bekannten Café, brach plötzlich ein Zwist zwischen den Kellnern und dem Geschäftsführer aus, weil dieser einen von ihnen entlassen hatte. Es wurde sofort telephonisch eine Abordnung der Gewerkschaft herbeigerufen, die um 5.30 Uhr auf der Bildfläche erschien. Verhandlungen über die Wiedereinstellung des Entlassenen blieben erfolglos und so erklärten die Kellner kurzerhand, daß sie die Arbeit niederlegten. Die Gäste wurden aufgefordert, das Lokal zu verlassen und binnen drei Minuten waren die Stühle sämtlich auf die Tische gestellt. Die Kellner hielten das Lokal „besetzt“. Der Vorfall war für alle, die über den Boulevard du Montparnasse bummelten, ein Schauspiel. Tausende sammelten sich an, um zu sehen, was nun weiter folgen würde. Das nahebei liegende Café „Coupole“ wurde in den Streik mit hineinbezogen. Die Kellner erklärten, daß sie aus Sympathie für ihre Kollegen vom „Dôme“ ebenfalls die Arbeit niederlegten. Inzwischen wurden die Verhandlungen fortgesetzt und es gelang auch schließlich, eine Vereinbarung zwischen den beiden Parteien zu erzielen. Nach 20 Minuten Dauer wurde der Streik abgebrochen, die Stühle wurden wieder von den Tischen heruntergeräumt, die Gäste strömten wieder herbei und nach einer kleinen Weile verriet nichts mehr, daß der Boulevard du Montparnasse soeben der Schauplatz eines beinahe schon bedrohlich werdenden Streiks gewesen war.



Lustige Ecke





Wenn der Städter in der Landwirtschaftslotterie eine Kuh gewonnen hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.